

Rheinischer Merkur: Sie sind von Geburt an gehörlos. Was ist Ihre Muttersprache?
Christian Rathmann: Ich bin bilingual aufgewachsen, einerseits mit Deutsch, habe aber früh Kontakt gehabt zur Gebärdensprache. Meine Eltern sind hörend, ich war in einem Gehörlosen-Kindergarten, auf der Gehörlosen-Schule und so weiter.
RM: Was meinen Sie: Wie fühlt sich „Hören“ an?

Rathmann: Eine seltsame Frage – ich sehe das Hören ja nicht als ein Objekt an! Der Mensch als Ganzes ist entscheidend, nicht, ob er gehörlos ist oder nicht. Man kann doch nicht einfach diesen einen Aspekt herausnehmen und isolieren. Auch wenn es für uns Gehörlose natürlich den Begriff des Hörens gibt, sollten Sie Ihre Frage lieber einem Hörenden stellen als mir. Ich frage Sie ja auch nicht: Wie stellen Sie sich das vor, eine Frau zu sein? Darauf könnten Sie bloß theoretisch antworten; Frau zu sein bedeutet halt, nicht Mann zu sein. Mehr lässt sich dazu nicht sagen.

RM: Ihr neues Forschungsprojekt hat das Ziel, 6000 Zeichen der deutschen Gebärdensprache (DGS) zu erfassen.

Rathmann: Ja. DGS wird von etwa 80 000 bis 100 000 Gebärdensprachverwendern benutzt, und es ist ein enormes Projekt, das Korpus der sprachlichen Praxis zu erfassen. Dazu gehört ausdrücklich auch das Sprechen mit den Hörenden, also mit Eltern, Verwandten, Freunden oder Dolmetschern. Wir wollen das alles systematisch erheben und die Definitionen unterschiedlicher Sprachsettings erschließen. Dabei werden verschiedene soziolinguistische Gesichtspunkte beachtet, zum Beispiel das Alter, das Geschlecht oder, ganz wichtig, die Region. Methodisch gehen wir so vor, dass wir verschiedene Situationen zur Erhebung nutzen, etwa Monologe und Dialoge, aber auch das Nacherzählen von Zusammenhängen. Wir hoffen, dass wir 300 Informanten finden, durch die wir die Daten eruierten und erheben werden. Das wäre die empirische Grundlage für das DGS-Wörterbuch.

RM: 6000 Einträge, das klingt wenig und viel zugleich ...

Rathmann: Sie dürfen das nicht mit einem deutschen Wörterbuch vergleichen, das ja wesentlich mehr Einträge aufweist. Die eingetragenen Lemmata der DGS beinhalten immer auch grammatikalische Informationen. Jedes Lemma kann viele Bedeutungen haben. Gebärdensprache funktioniert nicht, indem eine Gebärde an die andere gereiht wird, in jeder Gebärde gibt es verschiedene Modulationsmöglichkeiten, keine steht für nur einen einzigen Begriff. Die jeweilige Bedeutung wird durch den Kontext definiert.

RM: Wörterbücher können Sprachen in ihrem Gebrauch verzeichnen oder nach ihren tradierten Regeln. Wie deskriptiv, wie normativ ist Ihr Korpus?

Rathmann: Wir untersuchen zum einen die Frequenz; uns interessiert, wie welche Begriffe im Alltag verwendet werden. Das ist die Grundlage. Dann kann man schauen, wie fest etabliert die einzelnen Begriffe sind. Und da erhält das Korpus dann eine normative Seite.

RM: Wie viele Gebärdensprachen gibt es?
Rathmann: Das ist schwer zu sagen. Fest etabliert sind etwa 80 bis 100 Gebärdensprachen, von denen mehr als 60 wissenschaftlich erforscht sind. Viele sind jedoch vom Aussterben bedroht. Aber es entstehen auch immer wieder neue.

Ein ganz besonderes Volk

RM: Warum sterben Gebärdensprachen?

Rathmann: Aus verschiedenen Gründen: Zum einen sterben diese Sprachen, wie ja auch viele Lautsprachen, durch die Globalisierung aus. Gehörlose Thailänder etwa lernen die amerikanische Gebärdensprache, weil sie sich davon Zugang zu besseren Jobs versprechen. Ein zweiter Aspekt ist der unterschiedliche historische und kulturelle Hintergrund in den einzelnen Ländern, vor dem sich die Gentechnik entwickelt hat. Das heißt: Die Entwicklung der technischen Kontrollmöglichkeiten beim Screening hat dazu geführt, dass immer weniger gehörlose Kinder geboren werden. In zehn Jahren wird das eine noch größere Rolle spielen als heute.

RM: Welche Bedeutung haben die Versuche, eine internationale Gebärdensprache zu etablieren, etwa die „International Signs“ oder das „Gestuno“?

Rathmann: Die Gebärdensprache ist visuo-gestisch, die Lautsprache akustisch-vokal. Die Frage ist nun: Wie kann ich Gebärdensprache wiedergeben durch Körper, Gesicht oder Mimik? Die Gebärdensprache ist aufgrund ihrer visuellen Ikonizität viel flexibler als die Lautsprache. Das heißt, wenn sich zwei Gebärdensprachverwender aus verschiedenen Ländern treffen, können sie recht schnell eine Kommunikation aufbauen, weil es zwischen ihren Sprachen schon aufgrund der visuellen, gestischen Modalität ähnliche Eigenschaften gibt. Dadurch ist die internationale Kommunikation wesentlich schneller möglich als bei den Lautsprachen. Wenn ich zum Beispiel jemanden aus der spanischen Gehörlosengemeinschaft treffe, verstehe ich zunächst nicht viel, weil die spanische Gebärdensprache eben ihre eigenen Konventionen hat, ihr eigenes Lexikon, ihre eigene Grammatik.

Wer **Christian Rathmann** an seinem Hamburger Institut besucht, trifft einen viel beschäftigten Professor an. Gerade ist ein Seminar zu Ende, auf dem Gang suchen Studenten das Gespräch mit ihm, in zwei Stunden wird er eine Prüfung leiten. Ein ruhiges Haus ist das Institut nicht – auch wenn sehr wenig Lärm gemacht wird, wenn sich die Forscher unterhalten; ihre Umgangssprache ist die Deutsche Gebärdensprache (DGS). Seit Rathmann seine Stelle am **Institut für Deutsche Gebärdensprache und Kommunikation** Gehörloser antrat, ist er „der erste gehörlose Professor Deutschlands“. 1970 geboren, aufgewachsen in Erfurt, hat Rathmann in Hamburg und im texanischen Austin Linguistik studiert. An der University of Texas machte er seinen Ph. D. mit einer Arbeit über die Eventstruktur der amerikanischen Ge-



bärdensprache. Er lehrte am Massachusetts Institute of Technology (MIT), an der Ohio State University und an der University of Bristol; neben der deutschen verwendet er auch die amerikanische und die englische Gebärdensprache. Seit Anfang des Jahres arbeiten er und sein Team an der Entwicklung eines „korpusbasierten elektronischen Wörterbuchs“ der DGS. 8,5 Millionen Euro haben Bund und Länder dafür aus dem Akademienprogramm bewilligt. Wenn in 15 Jahren dieses erste Langzeitprojekt der Hamburger Akademie der Wissenschaften abgeschlossen sein wird, können Gebärdensprachverwender und Hörende den Stand der DGS elektronisch als Filmsequenzen abrufen, ausgehend vom geschriebenen Wort oder auch von der Gebärde. Eine wissenschaftliche Pioniertat. **hjn**

Wie fühlt sich Hören an?

GEHÖRLOSE Sind Taube behindert? Oder werden sie behindert?

Über eine sprachliche Minderheit und ihr Recht auf eine eigene Kultur und eigene Traditionen

Ein Gespräch mit Christian Rathmann

In der Eins-zu-eins-Kommunikation verende ich „International Signs“. Zu einer verbindlich standardisierten internationalen Gebärdensprache ist es aber noch ein weiter Weg, auch wenn es bereits Ansätze gibt, die sich mit dem Esperanto der Lautsprachen vergleichen lassen.

RM: Die Gebärdensprache hat vier Dimensionen, die drei räumlichen und das Nacheinander in der Zeit. Ist es schwer, sie zu lernen?

Rathmann: Wenn ich die visuo-gestische Kommunikation für mich schon angenommen habe, ist es nicht so schwer, eine andere Gebärdensprache zu erlernen. So, wie es für Sie als Hörenden, der das Akustisch-Vokale verinnerlicht hat, nicht so problematisch ist, eine andere Lautsprache zu erlernen. Generell gilt: Zunächst müssen sich die motorischen Fähigkeiten entwickeln, dann muss sich die visuelle Wahrnehmung schulen und verinnerlicht werden, dann kommt die Grammatik hinzu und schließlich die Vokabeln. Wenn Ihnen als Hörendem das andere aber unbekannt ist, ist es natürlich komplexer, die neue Modalität zu erfassen zu und verinnerlichen. Ein Hörender, der eine Gebärdensprache erlernen will, muss zweierlei lernen: die neue, visuo-gestische Sprachmodalität und die neue Sprache mit ihrem Lexikon, ihrer Syntax, ihrer Grammatik.

RM: Ferdinand de Saussure hat das sprachliche Zeichen beschrieben als die

Verbindung von Lautbild und Vorstellung. Gibt es ein entsprechendes Modell für die Zeichen der Gebärdensprache?

Rathmann: Klar. Saussures Modell ordnete ja einer Vorstellung eine bestimmte Form zu. Das gilt genauso für die Gebärdensprache. Auch da besteht die gleiche, abstrakte und arbiträre, willkürliche Konvention. Ob Sie der Vorstellung „Baum“ nun die Lautfolge „B-A-U-M“ zuordnen oder das entsprechende Gebärdensprachezeichen, spielt keine Rolle.

RM: Die Gebärdensprache hat aber einen größeren ikonischen Gehalt ...

Rathmann: Das darf man nicht falsch verstehen: Die Gebärde für Baum bezieht sich, auch wenn sie ikonische Anteile hat, nicht direkt auf das Bild des Baumes. Da muss man trennen. Die Referenz ist unabhängig vom Bild, vom Symbol des Baumes.

RM: Es gibt also auch in der Gebärdensprache bedeutungstragende Elemente, die erst im Unterschied zu anderen ihren Wert erhalten?

Rathmann: Genau, auch in der Gebärdensprache gibt es Phoneme, auch wenn sie nicht klanglicher Natur sind. Es gibt vier Hauptbestandteile: die Handform, die Ausführungsstelle, die Lokation und die Ausführung. Wenn ich zum Beispiel den Zeigefinger an den Mund lege, heißt das „süß“, und wenn ich ihn waagrecht am Kinn vorbei führe, heißt das „weiß“. Damit habe ich ein Minimalpaar von Phone-

men. Das bedeutet, die Ausführungsstelle hat sich verändert, während Handform, Bewegung und Lokation die gleiche sind. „Weiß“ hat nichts mit der Handform zu tun. Die Zuordnung ist willkürlich, unabhängig vom möglichen ikonischen Gehalt.

RM: Viele denken, die Gebärdensprache sei eine Zeichensprache für die Lautsprache, eine Art Äquivalent für die Schrift; das ist also falsch.

Rathmann: Ja. Es gibt, in der Gehörlospädagogik, ein gebärdetes Deutsch, ein künstliches System lautsprachebegleitender Gebärden. Die DGS dagegen ist eine eigene, vollwertige Sprache.

RM: Sind Gehörlose behindert oder werden sie behindert?

Rathmann: Das kann man nicht als Widerspruch darstellen. Die Gehörlosen etwa haben in ihrer Sprachgemeinschaft keinerlei Barrieren. Es gibt gehörlose Eltern, die ihre Gehörlosigkeit an ihre Kinder vererben; die Kinder lernen die Gebärdensprache dann als Muttersprache. In der Gehörlosengemeinschaft gibt es alles, was Sie sich vorstellen können: Von Traditionen und Werten bis hin zu Theater und Kunst. Übrigens benutzen wir den Begriff „Gehörlosigkeit“ immer seltener und ziehen den nicht so negativ kodierten Begriff des Taubseins vor. Auf der anderen Seite ist die Behinderung ein soziales Konstrukt und eine soziale Realität: In vielen Fällen haben die Gehörlo-

sen zur akustisch orientierten Sprachgemeinschaft keinen Zugang.

RM: „Wir sind ein ganz besonderes Volk mit einer eigenen Kultur und einer eigenen Sprache“, sagte ein Gehörlosen-Aktivist. Was unterscheidet diese Kultur von der der Hörenden?

Rathmann: Wenn man eine eigene Sprache hat, entwickelt sich automatisch auch eine eigene Kulturform. Durch die Sprache gibt es in der Gemeinschaft eigene Werte und Normen und eben auch Traditionen, die wir weitergeben können. In der Geschichte der Gehörlosen spielen viele Persönlichkeiten eine bedeutende Rolle. Besonders wichtig ist auch die Geschichte unserer Sprachen.

RM: Vor kurzem machte ein amerikanisches Lesbenpaar von sich reden: Die gehörlosen Frauen wollten ein Kind und suchten nach einem gehörlosen Vater. Gibt es ein Recht auf Gehörlosigkeit?

Rathmann: So würde ich das nicht ausdrücken. Aber es gibt das Recht auf eine eigene Vorstellung davon, wie man die eigene Kultur und die eigenen Werte autonom, ohne Einmischung von außen weitergeben kann. Man darf das nicht aus der Defizitperspektive betrachten: Die Frauen, die Sie erwähnen, haben beide gehörlose Eltern, und sie wollten das weitertragen – genau wie ein Paar, das in einem fremden Kulturkreis lebt, den Wunsch haben kann, dass sein Kind mit der Kultur der Eltern aufwächst.

RM: Und das Kind? Ist es nicht ein Manko, nicht hören zu können?

Rathmann: Stellen Sie sich einen Indianerstamm am Amazonas vor, mit nichts als dem Fluss und dem Urwald: Glauben Sie, dass die ihr Leben als Manko empfinden? Nein, es geht nicht um Mängel, sondern um ein Zeichen sprachlicher, kultureller und biologischer Diversität, ein Zeichen für den unglaublichen Reichtum der Menschheit. Den amerikanischen Frauen ging es nicht darum zu sagen: „Ich höre nichts und möchte deshalb, dass auch mein Kind nichts hört.“ Natürlich stand das in der Zeitung anders, und so kam es zu dieser Aufregung. Was aber bedeutet diese Entrüstung? Wer auf biologisch natürlichem Weg ein Kind bekommt, so wie es die Frauen entschieden hatten, kann doch selbst entscheiden, wer der Vater sein soll, oder? Das Paar wollte nicht mehr, als diese Freiheit in Anspruch nehmen; von der Presse aber wurden sie auf ihr Defizit reduziert.

RM: Sie sehen also in der öffentlichen Kritik vor allem eine Diskriminierung der beteiligten Frauen und des möglichen Vaters?

Rathmann: Ja. So muss man das wohl sehen. Diese Geschichte ist nicht das Problem des Pärchens, sondern ganz allein das Problem der Journalisten und der Gesellschaft.

RM: In der Aufklärung gab es ein Bewusstsein dafür, dass Gehörlose eine sprachliche Minderheit bilden. Später setzten sich dann die „Oralisten“ durch, die die Gehörlosen zum Lippenlesen nötigten. Sind wir da jetzt weiter?

Der freiere Blick

Rathmann: Das wird weiterhin kontrovers diskutiert. In Gehörlosenschulen etwa in Hamburg oder Berlin werden die Kinder bilingual unterrichtet. Es gibt Gesetze auf Bundes- und Landesebene, die die Gebärdensprache als eigene Sprache anerkennen; das ist positiv. Dagegen steht die weitverbreitete Vorstellung, dass Gehörlose ein Defizit haben, dass ihre Gehörlosigkeit repariert werden muss. Das ist gerade unter Medizinern sehr verbreitet.

RM: Sehen Sie das anders?

Rathmann: Ich glaube, es geht darum, zuzulassen, dass die Menschen schlicht verschieden sind. Es lohnt sich in diesem Zusammenhang Paddy Ladd's Buch über die Gehörlosenkultur zu lesen. Ladd ist selber gehörlos und unterrichtet an der Universität Bristol. Er beschreibt unter anderem, wie die Bewegung gegen die Autonomie der Gehörlosen im späten 19. Jahrhundert vom kolonialistischen Denken geprägt war. Heute, in den Zeiten des Postkolonialismus, versuchen wir, die Kultur der Gehörlosen neu, mit einem freieren Blick zu sehen, auch als einen Beitrag zur kulturellen Vielfalt unserer Gesellschaft.

RM: Fürchten Sie, dass durch die Genmedizin und Genbiologie ein neues, selektives Denken Einzug hält?

Rathmann: Die Frage ist: Warum wird selektiert? Was ist das Ziel der Selektion? Geht es darum, Leben zu schützen? Manches an der momentanen Diskussion erinnert mich an die selektionsbiologischen Nazigesetze. Ich lehne jede genetische Diskussion dieser Fragen ab, weil es nur darum gehen darf, das menschliche Leben zu ehren und zu schützen. Die Diversität von Lebewesen muss geschützt werden, um jeden Preis. Wir dürfen nicht fragen, wer lebenswert ist und wer nicht. Dürfen wir zum Beispiel die Existenz der afrikanischen Pygmäen infrage stellen, nur weil sie klein sind? Das wäre doch absurd!

RM: Medizin und Ethik lassen sich vielleicht ja doch vereinbaren.

Rathmann: Die genetische Diagnostik hat natürlich oft positive Ziele, etwa beim Kampf gegen den Krebs. Die Frage ist nur: Wo zieht man die Grenze? Ich hoffe, dass der Ethikrat der Bundesregierung in der Position ist, das zu entscheiden. Und ich wünsche ihm viel Glück bei seinen Entscheidungen, die eine hohe moralische Herausforderung bedeuten.

RM: Was würden Sie sich, mit Blick auf die deutschen Gehörlosen, von der Bundeskanzlerin wünschen?

Rathmann: Jedes Kind hat das Recht auf eine bilinguale Erziehung, auf die Gebärdensprache als Erstsprache – auch als Grundlage für den Erwerb der deutschen Sprache als Zweitsprache. Das wird auch von der Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen garantiert. Jeder Mensch hat das Recht auf seine Muttersprache, damit er das Recht auf Sprache überhaupt hat – und auf eine altersgemäße soziale und kognitive Entwicklung.



Aura: Sieben Tage verbrachte Joseph Beuys im Mai 1974 mit einem Kojoten in René Blocks New Yorker Galerie. Ausgestattet mit einer Filzdecke und einem Krummstab, führte er seinen rätselhaften Dialog mit dem Tier. Caroline Tisdall hat die Aktion dokumentiert und 1976 als Buch publiziert. Jetzt liegt der Band wieder vor und öffnet den Blick für eine bis heute faszinierende und in ihrer Radikalität anrührende Meditation über unsere Existenz und über die der Tiere (Caroline Tisdall: Joseph Beuys – Coyote. I like America and America Likes Me. Schirmer/Mosel, München 2008, 160 Seiten, 97 Tafeln, 29,80 Euro; Foto © Caroline Tisdall, courtesy Schirmer/Mosel München). **hjn**

Das Gespräch führte Hans-Joachim Neubauer; Übersetzung: Jutta Panzer.

Lesetipps:

Paddy Ladd: Was ist Deafhood? Gehörlosenkultur im Aufbruch. Signum Verlag, Seedorf 2008.

Harlan Lane: Mit der Seele hören. Die Geschichte der Taubheit. Hanser Verlag, München 1988.

Oliver Sacks: Stumme Stimmen. Reise in die Welt der Gehörlosen. Rowohlt Verlag, Reinbek 2008.

Das Zeichen. Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser.

Internet: www.awhamburg.de